

Die königliche Speise Brot

Moraltheologische Erwägungen über Essen und Trinken

Auf seiner neuesten CD „Mairegen“ vom Mai 2010 veröffentlicht der Liedermacher Reinhard Mey unter anderem ein Lied mit dem Titel „Das Butterbrot“. Während einer Autofahrt, bei der er im Stau landet, beginnt Mey über ein Butterbrot nachzudenken, das ihm seine Schwester Ilse auf die Reise mitgegeben hat. Erinnerungen gehen ihm durch den Kopf: An seine Großmutter, die ihm im Falle des Stubenarrests heimlich ein Butterbrot aufs Zimmer brachte. An den Vater, der den Kindern am Feierabend das von der Arbeit wieder mit nach Hause gebrachte „Hasenbrot“ anbot, das diese begeistert aßen. An die junge Mutter, die in der Notzeit nach dem Krieg eine alte Leica-Kamera für ein steinhartes Butterbrot hergab, damit die Kinder überhaupt etwas zu beißen hatten. Und an die alte, pflegebedürftige Mutter, der er auf einem Tellerchen kleine, von der Rinde befreite Brotstückchen anbot, weil sie nichts anderes mehr essen konnte.

Brot wird so für Mey zum Symbol zentraler Lebenserfahrungen und zum Sakrament der Liebe und Fürsorge innerhalb seiner Familie. Es ist weit mehr als nur ein Material, das er zum Überleben braucht. Andererseits kann es für ihn aber nur zum Symbol und Sakrament werden, *weil* es ein Material ist, das er zum Überleben

braucht. Die biologische Notwendigkeit, sich stofflich zu ernähren, eröffnet erst die Möglichkeit, mehr im Brot zu sehen als die natürliche Ressource, und genau das zu erkennen, was er darin erblickt: Die zwischenmenschliche, ja spirituelle Ressource, die noch viel notwendiger zum Überleben ist.

Im Kontext eines interdisziplinären Diskurses stellt sich der Ethiker (anders als die empirischen Wissenschaften) die *normative* Frage: Welche Bedeutung und welchen Wert haben Essen und Trinken für den Menschen? Welchen Beitrag leisten sie zu einem gelingenden Leben? Im Unterschied zum philosophischen Ethiker oder Moralphilosophen versucht der theologische Ethiker oder Moralthologe solche Fragen aus dem Werthorizont christlicher Spiritualität heraus zu beantworten. Dabei beansprucht er, vernünftig und für alle plausibel zu argumentieren, sich also vom christlichen Glauben inspirieren zu lassen, ohne ihn fundamentalistisch als einzige oder vorrangige Begründung ethischer Werturteile heranzuziehen. Gemäß dem Ansatz der sog. „autonomen Moral“ von Alfons Auer, dem ich hier folge, kann der Glaube die sittliche Vernunft in einen größeren Horizont integrieren, durch ansprechende Bilder und Erzählungen motivieren und auf dem Hintergrund tradierter Lebenserfahrungen kritisieren, wo diese allzu selbstgenügsam und stromlinienförmig der gesellschaftlichen Mehrheitsmeinung angepasst ist.¹ Der Glaube muss freilich auch selber jederzeit bereit sein, sich von der säkularen Vernunft hinterfragen und kritisieren zu lassen.

Ihre Reflexionen kann die Ethik freilich nicht weltenthoben und rein spekulativ ansetzen. Vielmehr ist sie gehalten, die Erkenntnisse der empirischen Wissenschaften ernst zu nehmen und in ihre Überlegungen zu integrieren. Zwar lassen sich Sollensansprüche nicht unmittelbar aus Tatsachen ableiten, sondern ergeben sich erst auf Grundlage einer (freien!) Deutung der Tatsachen, aber in Umkehrung heißt das selbstverständlich schon: Ohne Kenntnis der (biologischen, soziologischen, ökonomischen, psychologischen ...) Tatsachen kann der Ethiker sein Handwerk nicht vollziehen.

¹Vgl. Alfons Auer, *Autonome Moral und christlicher Glaube*, Düsseldorf 1971, 21984.

Im Folgenden will ich daher in einem ersten Schritt die Ernährung als menschlichen Grundvollzug wahrnehmen, und zwar in der doppelten Dimension als naturalen und als kulturellen Grundvollzug (Sehen). Anschließend wird eine doppelte Deutung von Essen und Trinken im Horizont des christlichen Glaubens versucht (Urteilen), ehe abschließend einige konkrete Folgerungen für die menschliche wie christliche Praxis des Essens und Trinkens gezogen werden sollen (Handeln).

1 Ernährung als menschlicher Grund-Vollzug

1.1 Ernährung als natürlicher Vorgang

Unter Ernährung verstehen die Naturwissenschaften „alle Vorgänge, die es Lebewesen ermöglichen, Stoffe aus der Umwelt zu assimilieren, um Leben zu sichern“². Die Ernährung ist so betrachtet ein unerlässlicher Grundvollzug aller lebenden Geschöpfe. Während allerdings die allermeisten Pflanzen ihre Nahrung aus Licht und anorganischen Stoffen beziehen, brauchen die Tiere und die Menschen neben anorganischen notwendig auch organische Stoffe, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Sie ernähren sich im Wesentlichen von Pflanzen und anderen Tieren, also von Lebewesen. Das zeigt bereits ein ethisches und psychologisches Problem an, das auch dann bestehen bleibt, wenn jemand sich für vegetarische Ernährung entscheidet: Der Mensch lebt unweigerlich von anderen Lebewesen – er kann gar nicht anders.

Weil die Ernährung der geschöpfliche Grundvollzug schlechthin ist, weil sie in einer Weise existenzsichernd ist wie kein anderer Lebensvollzug des Menschen, gewinnt sie höchste Bedeutung im Zusammenhang des täglichen Lebens. Das mag den einzigartigen Stellenwert erklären, den Menschen dem Essen zumessen.

²Maria Wagner, *Ernährung: Lexikon für Theologie und Kirche* 3 (1995), Sp. 818.

- So reagiert die (europäische) Gesellschaft extrem sensibel, wenn Lebensmittel die Gesundheit gefährden. Obgleich das Risiko einer BSE-Erkrankung viel geringer war als das Risiko eines tödlichen Verkehrsunfalls, war der Aufruhr in Mitteleuropa groß, als das Fleisch von an Rinderwahnsinn erkrankten Tieren in den Handel gelangte. Und wenn sich ein Lebensmittelskandal ereignet, etwa auf Grund von „Gammelfleisch“, müssen die zuständigen MinisterInnen schnell und entschlossen reagieren, wenn sie noch länger im Amt bleiben wollen. Im Straßenverkehr nehmen wir gewisse Risiken als unvermeidliches Übel klaglos hin. Beim Essen und Trinken verlangen wir 100 Prozent Sicherheit und wollen blind vertrauen.
- Auch im Alltag genießen Essen und Trinken hohe Aufmerksamkeit. Die Frage „Was gab’s zu essen?“ ist in zahlreichen Kontexten die erste und wichtigste Frage – beim Erzählen vom Urlaub, beim Besuch eines Patienten im Krankenhaus, im Rahmen der Hinrichtung eines Menschen als Frage nach der Henkersmahlzeit (die auf den Homepages der US-amerikanischen Gefängnisse für jeden Hingerichteten eigens und detailliert aufgeführt wird!). Schließlich haben Essen und Trinken auch bei Festen und im Zusammenhang von Vertragsabschlüssen zentrale Bedeutung. Es ist nicht gleichgültig, was bei einem feierlichen Anlass gegessen und getrunken wird, sondern trägt entscheidend zum „richtigen“ Verlauf des Festes bei. So wird der Speiseplan von bedeutenden Gipfeltreffen der Politik auch in seriösen und sachorientierten Nachrichtensendungen referiert und die Bilder des gemeinsamen Mahles gehen als symbolische Botschaft für den erfolgreichen Gipfel um die Welt.

1.2 Ernährung als kultureller Vorgang

Während sich der Mensch bezogen auf den rein biologischen Vorgang der Nahrungsaufnahme nicht grundlegend von anderen Lebewesen unterscheidet, ist dieser Vorgang allerdings für ihn (wie auch für höher entwickelte Tiere!) immer kulturell überformt. Mit zuneh-

mender Zivilisation und damit gegebener Emanzipation des Menschen von den Zwängen der Natur wird diese Überformung stetig dominanter: Ernährung wird symbolischer Ausdruck und Vollzug psychischer, sozialer, ethischer und religiöser Wirklichkeiten. Sie ist Teil der umfassenden zwischenmenschlichen Kommunikation und zugleich ein hervorragender Ort für diese. Ernährung wird zum Mahl, zur Handlung, in der sich die physiologische und die kulturelle Dimension der Ernährung verbinden und die eine enorme gemeinschaftsstiftende Potenz entfaltet. Die Art und Weise, wie Menschen sich ernähren, spiegelt ihr Selbstverständnis und deutet ihre Welt.

Diese Weltdeutung geschieht vor allem über *symbolische Codierungen*. Denn Symbole haben im Vergleich zu Worten eine Reihe enormer Vorteile: Sie werden auch unterbewusst wahrgenommen. Sie lassen eine gewisse Vieldeutigkeit und erhalten daher größere Akzeptanz. Sie sprechen den Menschen ganzheitlich, rational wie emotional, an und gehen damit eher „unter die Haut“. Und sie transportieren als hoch komplexe Muster eine viel größere Informationsdichte als reine Worte. Die Nachteile liegen damit ebenfalls schon auf der Hand: Symbole sind oft nicht ausreichend reflektiert – vom Sender wie vom Empfänger – und bergen so im Einzelfall erheblichen sozialen Sprengstoff in sich.

Üblicherweise werden in der Symboltheorie *vier Grundaspekte symbolischer Codes* unterschieden. Sie alle sind auf Speisen, deren Namen und Kategorien und auf Speiserituale vielschichtig anwendbar:³

- 1) *Macht und Prestige*: Speisenbenennungen: Wenn wir eine Speise „Kaiserschmarrn“, „Königin-Pastete“, „Kardinalschnitte“ oder „Götterspeise“ nennen, dann beanspruchen wir mit ihrem Verzehr, wie ein Kaiser, eine Königin, ein Kardinal oder die Götter zu essen. Speisenkategorien: Der Verzehr von Fleisch ist ein uraltes, starkes Machtsymbol, denn er zeigt unsere Macht, einem Tier das Leben zu nehmen. Umgekehrt trägt vegetarische Ernährung immer die Botschaft von Gewaltlosigkeit und Machtverzicht mit

Hans-Jürgen Teuteberg, Homo edens, in: Historische Zeitschrift 265 (1997), 1–28, hier 11.

sich. Speiserituale: Die Sitzordnung bei einem Mahl zeigt klar die Machtverhältnisse derer, die miteinander essen (man denke nur an den Wunsch der Zebedäussöhne Mk 10,37 oder an die Regeln der Sitzordnung in Klöstern).

- 2) *Status und (Gruppen-)Identität*: Speisenbenennungen: Die Bezeichnung von Speisen nach ihrer Herkunft macht diese zu einem Merkmal regionaler Identität – ob die Münchner Weißwürste oder das Wiener Schnitzel, der Pfälzer Saumagen oder die Salzburger Nockerl, der Parmaschinken oder die Spaghetti Bolognese. Ganze Nationen werden (meist despektierlich) nach Speisen benannt, etwa wenn die Deutschen von den Engländern als „Krauts“ bezeichnet werden. Aber auch „Kartäuserklöße“ und „Weihnachtsgans“ bezeichnen Identitäten. Speisekategorien: Der Verzehr von Wildbret war aufgrund des Jagdprivilegs des europäischen Adels lange Zeit ein Statussymbol. Genau deswegen genoss der Wilderer im Volk hohe Sympathiewerte, weil er den Status des Adels in Frage stellte. Speiserituale: Die Aufnahme in die Handwerkerzunft wurde im Mittelalter ebenso mit Speise- und Trankritualen vollzogen wie heute die Mitgliedschaft in einer Studentenverbindung. Und das gemeinsame Anschneiden der Hochzeitstorte ist ein sichtbares Symbol dafür, dass das Paar nun verheiratet ist. – Ein spezifischer Fall ist die Codierung der *Geschlechtsidentität*: So gibt es je nach Charakter der Rebsorte typische Frauen- bzw. Männerweine oder auch typische Zigarettensorten für Frauen bzw. Männer. Insbesondere aber ist der Umgang mit Fleisch stark gender-prägend. Das Anschneiden eines Bratens ist traditionell Männersache, das Grillen sowieso, und der Fleischkonsum der Männer übertrifft in Mitteleuropa den der Frauen bei weitem.
- 3) *Lust und Wohlergehen*: Speisenbenennungen: Ob „Liebestrank“, „Wellnesstee“, „Vitalweckerl“ oder „Fitnesssalat“ – gerade in der Moderne entwickeln sich vermehrt Namen, die den Wohlfühlwert von Speisen und Getränken zum Ausdruck bringen. Und da alles, was Lust bereitet, durch die traditionelle christliche Moral in die Nähe der Sünde gebracht wurde, reden wir gerade in diesem Zusammenhang lustbetonender Speisen oft davon, dass wir „sün-

digen“. Speisekategorien: Hierher gehören natürlich Schokolade und Süßspeisen, Kaffee und Wein und viele andere Lebensmittel, die wir so richtig genießen. Speiserituale: Dass Menschen einander bei einem Festmahl mit einem Glas Wein oder Sekt zuprosten und Gesundheit und Wohlergehen wünschen, ist sicher eines der auffälligsten Rituale unter diesem Aspekt.

- 4) *Sicherheit und Geborgenheit*: Gelegentlich dienen die Lebensmittel dieser Kategorie als *Fetisch*, ohne den Menschen nicht leben zu können glauben. Das muss aber nicht notwendig der Fall sein. Speisenbenennungen: Der „Beruhigungstee“ und das „Betthupferl“ signalisieren Schutz und Sicherheit in prekären, oft angstbesetzten Momenten. Speisekategorien: Der Kaffee am Morgen lässt den Tag gelingen, fällt er aus, „geht es ja schon gut los“. Ein Stück Schokolade bei Frust, Trauer oder Depression ist für viele Menschen zum Automatismus geworden. Speiseritual: Eine uralte Regel besagt: Wer miteinander isst, darf dem anderen nichts Böses mehr antun – das Mahl ist ein Friedenssymbol, das eine neue Wirklichkeit stiftet. Höchster Strafe verfiel, wer dagegen verstieß. Zwar ist die Regel heute so explizit nicht mehr in Kraft, doch die bereits erwähnten Mähler der PolitikerInnen miteinander knüpfen natürlich an diese alte Tradition an.

Die Sprache solcher symbolischen Codes ist kulturbedingt – in Asien gelten andere Codes als in Europa. Und doch gibt es manche kulturübergreifenden Codierungen. Diese hängen meist eng mit „der Natur der Sache“ zusammen: Fleisch hat einfach die höhere Energiedichte (Macht) und bedeutet das Töten eines Tieres (ebenefalls Macht). Schokolade, Süßigkeiten und Kaffee setzen im Gehirn bestimmte Botenstoffe frei, die uns ein Gefühl des Trostes und der Zufriedenheit vermitteln (Geborgenheit). Und Alkoholika versetzen uns schon lange vor dem echten Rausch in eine Leichtigkeit, die Wohlergehen und Glück signalisiert (Lust).

Ob kulturbedingt oder kulturübergreifend – wir lernen die Codierungen der Ernährung und ihre (Be-)Deutung von Kindesbeinen an, teilweise noch vor der gesprochenen Sprache. Viele von ihnen sind in Europa durch das Christentum (mit-)geprägt. Doch welche Deu-

tung gibt der christliche Glaube dem Essen und Trinken? Aus der Fülle der Gesichtspunkte möchte ich die beiden Kernaspekte hervorheben: Ernährung ist ein privilegierter Ort der Erfahrung unserer Geschöpflichkeit einerseits und unserer Sehnsucht nach Erlösung andererseits.

2 „Aller Reichtum der Welt“. Ernährung als Ort der Geschöpflichkeitserfahrung

Ernährung – das ist, wie schon gesagt, eine Kernsicht der Naturwissenschaften – ist für Mensch und Tier ein Sich-Einverleiben von anderen Lebewesen. Der Mensch – so die unmittelbare Folgerung – lebt von außen, von der ihn tragenden Umgebung und nicht aus eigener Kraft oder von eigener Substanz. Er ist angewiesen auf einen größeren Lebenszusammenhang, der ihn trägt und von dem er sich nährt. Er verleibt sich etwas ein, das ihm nicht gehört, das er nicht produziert hat, sondern das auf dieser Erde gewachsen ist. So spürt der Mensch beim Essen und Trinken ganz radikal und unmittelbar, wie abhängig er ist, wie zerbrechlich, wie bedürftig. Er muss anderen Lebewesen Gewalt antun, um selber leben zu können.

Zugleich ist der Vorgang des Sich-Einverleibens fremden Lebens ein sehr intimer Vorgang. Der eigene Leib ist das unmittelbarste Medium der Person. Kein Mensch kann „aus seiner Haut fahren“, sondern bleibt ein Leben lang an seinen Leib gebunden. Daran können auch Schönheitschirurgie, Piercings und Tattoos nichts ändern. Was der Mensch folglich in seinen Mund nimmt und herunterschluckt, das verinnerlicht er und macht es zu einem Teil seiner selbst. Eine größere Intimität kann es kaum geben. Auch deswegen wollen die Menschen bedingungslos vertrauen können, dass die konsumierten Lebensmittel gesund und gut sind.

Was ich im Vorangehenden zunächst philosophisch und phänomenologisch als Erfahrung von Abhängigkeit, Bedürftigkeit und Intimität beschrieben habe, bezeichnet die christliche Theologie als Erfahrung der Geschöpflichkeit. Geschöpf sein bedeutet – so die

klassische Definition der scholastischen Theologie des Mittelalters – abhängig sein: „esse creati id est ipsa dependentia“. Und diese Abhängigkeit versteht die Theologie auch damals schon als kontinuierliche, lebenslange Abhängigkeit und nicht als einen einmaligen Schöpfungsakt am Beginn des Lebens. Das theologische Konzept der „creatio continua“ betont, dass die Verwiesenheit auf einen größeren Zusammenhang eine durchgängige, bis zum Tod reichende Bestimmung der menschlichen Existenz ist.

Dass dies die Menschen unbewusst oder bewusst auch wahrnehmen, möchte ich nur an wenigen Beobachtungen verdeutlichen: So ist ausgerechnet das Tischgebet oft die letzte „Bastion“ familiären Betens. Im Grundgebet des Christentums, dem Vater Unser, bezieht sich die erste Wir-Bitte auf die tägliche Ernährung. Vor allem anderen bitten wir um das tägliche Brot, weil wir dort die Abhängigkeit und Zerbrechlichkeit des Lebens zuerst spüren (auch in Gesellschaften, die Hunger kaum noch kennen!). Und schließlich gehört der Erntedanksonntag in Mitteleuropa auch am Beginn des 21. Jh. und selbst in den Städten und Ballungsräumen, deren BewohnerInnen mit der Landwirtschaft nichts zu tun haben, gleich nach Weihnachten und Ostern zu den meistbesuchten Gottesdiensten – evangelisch wie katholisch. Die Nahrungsaufnahme ist auch für die Stadtbevölkerung der alltägliche Grundvollzug.

Natürlich gewinnt der Gedanke der Geschöpflichkeit seine religiöse Tiefe darin, dass er die Verwiesenheitserfahrung mit einem guten Schöpfergott in Beziehung bringt, der seine Geschöpfe liebt und in Liebe erhält. Für unsere Betrachtung genügt es aber schon, dass die christliche Spiritualität diese Erfahrung der Abhängigkeit und Bedürftigkeit, wie sie in der Nahrungsaufnahme spürbar wird, als gegeben und als gut deutet. Wir gehen heute im Kontext des nach Autonomie strebenden Subjekts oft vorschnell davon aus, dass jedwede Form von Abhängigkeit und Begrenztheit negativ zu werten sei. Dem stellt die christliche Sicht der Geschöpflichkeit als These entgegen, dass Begrenzung und Abhängigkeit auch ein Geschenk sein können, das vom Zwang befreit, alles selber machen und planen zu müssen.

Was sind die Tugenden oder Grundhaltungen, die diesem Bewusstsein entsprechen? Zunächst einmal kann der Ernährungsvor-

gang uns unendlich dankbar machen dafür, dass wir ausreichend und meist sogar gut und köstlich zu essen haben. Die *Dankbarkeit*, dass unser Leben von der Erde genährt und getragen wird, ist eine Grundtugend jeden Bewusstseins der eigenen Geschöpflichkeit. Zwar muss der Mensch sich um seine Nahrung mühen und dafür arbeiten, doch ob etwas auf den Feldern wächst, liegt letztlich nicht in seiner Hand. Wenn er daher ernten und sich ernähren kann, ist das ein Geschenk – umsonst gegeben.

Eine zweite Grundtugend neben der Dankbarkeit ist die *Demut*. Beim Essen und Trinken spürt der Mensch, wie begrenzt sein eigenes Leben ist. Demut, lateinisch *humilitas*, wird durch die Theologen der frühen Kirche von *humus*, Erde, Boden abgeleitet: Der Mensch ist aus Erde und kehrt zur Erde zurück. Diese Grunderfahrung, die die Bibel fast an den Anfang stellt (Gen 3,19), liefert den Schlüssel zur *humilitas*. Demut hat also zunächst nichts mit Sündigkeit und Bußfertigkeit zu tun, sondern mit der Wirklichkeit des Menschen als geschaffenen, endlichem und abhängigem Wesen. Sie hat in diesem Sinne etwas sehr realistisches und ist keineswegs lebensverneinend. Demut sagt vielmehr Ja zur Wirklichkeit, wie sie ist: Geschenk, wunderbar und staunenswert, aber auch zerbrechlich, begrenzt und nicht beliebig beherrschbar. Die Kirchenväter bezeichnen die Demut deshalb als die wahre Selbsterkenntnis des Menschen.⁴ Demut ist „Leben aus dem in seinen geschenkten Grenzen wertvollen Dasein“⁵ und öffnet den Menschen für die Gnade Gottes, wie die mittelalterliche Mystik (Meister Eckhart, Johannes Tauler, Jan Ruusbroec) betont. Ohne Demut kann der Mensch das Geschenk der Erlösung nicht annehmen – so schon die Kirchenväter. Demut macht dankbar.

Eine dritte Grundtugend, die sich aus der Geschöpflichkeitserfahrung des Essens und Trinkens ergibt, ist die *Ehrfurcht*. Ehrfurcht bedeutet zu allererst ein Staunen. Der spirituelle Mensch sieht die Schöpfung als ein Wunder, das stets neue Entdeckungen ermöglicht und dessen Vielfalt der Mensch doch nie restlos erfassen kann. Ehr-

furcht meint zweitens ein Zurücktreten: Wenn der Mensch darum weiß, dass die Schöpfung nicht sein Besitz ist, sondern nur eine Leihgabe, wird er sich selbst und seine eigenen Interessen zurücknehmen. Ehrfurcht schließt drittens die Verantwortung im Umgang ein: Mit geliehenen Dingen gehen wir besonders sorgfältig um. Wenn die Schöpfung als Leihgabe verstanden werden muss, dann ist besondere Sorgfalt gefordert.

Diese Ehrfurcht ist gefordert vor dem Lebenshaus, das die Lebensmittel hervorbringt: Es zu hüten und zu bewahren ist nicht nur ein Gebot der vorsorgenden Vernunft, sondern auch der erinnernden Dankbarkeit und Demut. Ehrfurcht ist ebenfalls gefordert vor den Mitgeschöpfen, die uns Menschen als Lebensmittel dienen: Mit ihnen gerecht und schonend umzugehen und ihnen Respekt und Sorgfalt zukommen zu lassen ist daher eine logische Folgerung. Ehrfurcht hat der dankbare Mensch drittens vor dem eigenen Leib, der die Nahrung aufnimmt: Er wird sich gesund und bewusst ernähren und seinen Leib nicht durch falsche oder maßlose Ernährung schädigen. Ehrfurcht gilt schließlich auch dem Lebensmittel als solchem: Die uralte Regel, dass man Lebensmittel nicht wegwirft, hat ihren guten Grund im Wissen um die Sonderstellung der Lebensmittel unter den irdischen Gütern.

Reinhard Mey begreift im Angesicht des Butterbrotes neu, dass er „alle Reichtümer der Welt“ besitzt. Und ihm fällt die alte, heute in Vergessenheit geratene Weisheit ein: „Den Spruch hab ich früh gelernt, begriffen und mir wohl bewahrt: Keinen Bissen soll ich kriegen oder ersticken daran, wenn ich jemals ein Stück Brot achtlos zu Boden werfen kann!“

Dankbarkeit – Demut – Ehrfurcht – diese Grundhaltungen können sich sehr konkret auf unser Ernährungsverhalten auswirken: Im Einkauf der Lebensmittel saisonal entsprechend den Jahreszeiten – es muss nicht das ganze Jahr Erdbeeren geben; regional aus möglichst naher Umgebung – es müssen nicht alle Lebensmittel quer durch Europa gekarrt werden; zu fairen Preisen – wir müssen den gnadenlosen Preiskampf der Lebensmittelbranche nicht mitspielen; aus möglichst ökologischer Produktion – denn diese schont Umwelt und die Tiere. Im Verzehr könnte die gute alte Tradition des fleischlosen Freitags neu belebt werden – aus christlicher Perspektive müssen wir den „Veggie-

Z. B. Augustinus, in Iohannis Evangelium Tractatus 25,16.

Günter Virt, Demut III., in: Lexikon für Theologie und Kirche 3 (1995), Sp. 91 f., hier Sp. 92.

Day“ nicht neu erfinden, wie das gegenwärtig in Großbritannien und den Benelux-Staaten modern ist. Und das Fasten könnte wieder eine tiefere Bedeutung erhalten als nur ein individuelles Abnehmen: Als Zeichen der Demut und der Solidarität mit allen Hungernden.

Wer isst und trinkt, schmeckt die Erde. Nicht nur den Erdboden, auf dem das Lebensmittel gewachsen ist (und den man ja bei manchen Lebensmitteln wie dem Wein tatsächlich schmecken kann), sondern auch die Erde als bergendes und tragendes Lebenshaus, das irdische Leben und die tönernen menschliche Existenz. Adam, der Mensch, stammt von der Erde. Sein Leben schmeckt wie seine Nahrung: Irdisch im besten Sinne des Wortes.

3 „Für meine letzte Reise“. Ernährung als Vorgeschmack des Heils

Der Vorgang der Ernährung erinnert aber immer auch an den Hunger und die Hungernden – und so lautet das Thema dieser Tagung zurecht „Welternährung“. Nahezu eine Milliarde Menschen hungern, und statt dass diese Zahl sich verringert, ist sie in den letzten zehn Jahren um fast 20% gewachsen. Zudem haben fast zwei Milliarden Menschen keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. Entweder sie dürsten oder sie ziehen sich über das Getränk zahllose Krankheiten zu. So erinnern Essen und Trinken immer auch an die leidvolle, dunkle Seite der menschlichen Existenz.⁶ Wenn der Mensch nur ehrlich und offen ist, kann er diese andere Seite der Ernährung gar nicht ausblenden.

Doch die Wahrnehmung von Hunger und Durst provoziert zugleich eine große Hoffnung, und das nicht nur im Kontext der christlichen Religion, ja nicht einmal nur im Kontext von Religion über-

Vgl. *Michael Krennerich*, Ernährung, in: *Dieter Nohlen* (Hg.), *Lexikon Dritte Welt*, Hamburg 1998, 246–248; *Peter Rottländer*, Hunger, in: *Lexikon für Theologie und Kirche* 5 (1996), Sp. 335 f.; *Betto Frei*, „Null Hunger“ – ein ethisch-politisches Projekt, in: *Concilium* 41 (2005), 125–128.

haupt. Die Hoffnung, dass alle Menschen satt werden, dass niemand mehr hungern braucht, gehört vielmehr zu den Ursehnsüchten und Urhoffnungen der Menschheit. Theologisch betrachtet ist sie eine Erlösungshoffnung. Wo alle satt werden, ist die Welt erlöst – ganz gleichgültig ob man dabei an eine innerweltliche Realität denkt oder an eine jenseitige, himmlische.

Auch für die Bibel ist eine der zentralen messianischen Utopien auf Ernährung und Sättigung bezogen: Zu den Gaben des erwarteten Messias gehört es, dass alle Menschen satt werden und so das Heil erfahren (Jes 55,1f.).⁷ Dies erreicht der Messias, indem er sein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens errichtet. Die Sättigung aller – so die dahinter stehende Überzeugung der Bibel – ist eine Frucht gerechter Verhältnisse. In Christus, glaubt das Neue Testament, ist der ersehnte Messias in die Welt gekommen. In seiner Gegenwart braucht niemand zu hungern – das ist die Botschaft der großartigen Erzählung von der Brotvermehrung (Mk 6,30–44 parr.).⁸ Dabei geht es nicht um ein Wunder in dem Sinn, dass Jesus die Naturgesetze außer Kraft setzen würde. Vielmehr wird erst durch die Entmythologisierung dieses Textes der Weg der Erlösung sichtbar, wie ihn sich die Bibel vorstellt: Die Sättigung aller ist keineswegs der magische Zauber eines göttlichen Menschen. Vielmehr hat Jesus Macht über die Herzen derer, die ihm zuhören. Unter ihnen sind Tagelöhner, die am Morgen noch nicht wissen, ob sie ihre Familien am Abend

Vgl. *Simone Paganini*, Der Weg zur Frau Zion, Ziel unserer Hoffnung. Aufbau, Kontext, Sprache, Kommunikationsstruktur und theologische Motive in Jes 55,1–3, Stuttgart 2002, 62–82; *Richard J. Clifford*, Isaiah 55.1–5 – Invitation to a Feast, in: *Carol L. Meyers / Michael P. O'Connor* (Hrsg.), *The Word of the Lord shall go forth*, Indiana 1983, 27–35.

⁸ Vgl. *Fritz Neugebauer*, Die wunderbare Speisung (Mk 6,30–44 parr.) und Jesu Identität, in: *Kerygma und Dogma* 32 (1986), 254–277; *Rudolf Pesch*, Leben für alle. Das Wunder der Brotvermehrung, Frankfurt am Main 1998, 45–101. 153–158; *Ludger Schenke*, Brotvermehrung: die neutestamentlichen Erzählungen und ihre Bedeutung, Würzburg 1983, 90–117; *Franz Segbers*, „... und alle aßen und wurden satt“ (Mt 14,20). Meditation zu einer biblischen Ökonomie des Genug – oder: Teilen macht satt, in: *Kuno Füssel / Franz Segbers*, „... so lernen die Völker des Erdkreises Gerechtigkeit.“ Ein Arbeitsbuch zu Bibel und Ökonomie, Luzern–Salzburg 1995, 97–101.

ernähren können. Unter ihnen sind aber gemäß dem Zeugnis der Evangelien auch einige Reiche, die zur Oberschicht Israels gehören. Wenn nun Jesus die Menschen zum Teilen dessen bewegt, was sie in weiser Voraussicht auf die „grüne Wiese“ mitgenommen haben, dann ist es für die meisten der Anwesenden sehr wenig, was sie im Brotbeutel haben. Aber auch die Reichen kommen nicht umhin, ihre Schätze auszupacken. Für die Tagelöhner müssen deren Lebensmittel eine Erfahrung des Schlaraffenlands gewesen sein. Für sie ist es das viel größere Wunder, dass die Reichen ihnen etwas von ihrem Reichtum abgeben, als wenn Jesus aus fünf Broten und zwei Fischen Unmengen an Nahrungsmitteln gezaubert hätte wie ein Magier ein Kaninchen aus der Leere seines Hutes.

Wie aber hat Jesus die Herzen der Reichen erweichen können? Nicht durch einen moralischen Appell oder einen psychischen Druck, den er aufgebaut hätte. Vielmehr beschämt die Reichen die Bereitschaft einiger Armer, ihre armseligen Vorräte, von denen sie kaum selber satt würden, zu teilen. Fünf Brote und zwei Fische kommen im ersten Anlauf zusammen. Da begreifen die Reichen, wie gut es ihnen eigentlich geht und wie leicht sie teilen könnten. – Das ist das Geheimnis Jesu: Er zeigt den wohlhabenden Menschen in seiner Hörschaft, wie gut es ihnen im Grunde geht und wie reich sie von Gott beschenkt sind. Im Begreifen der Schöpfungsgaben und aus Dankbarkeit für diese können sie ihre Hände öffnen und den weniger Begüterten etwas abgeben. Und siehe: Es ist genug für alle da!

Damit ist aus theologischer (!) Perspektive klar, was der entscheidende Faktor für die Ernährung der Weltbevölkerung ist und was nicht: Gerechtigkeit, nicht Technik wird zum springenden Punkt, sollen sechs und mehr Milliarden Menschen satt werden.⁹ Der Päpstliche Rat Cor Unum, der für die Koordination der kirchlichen Hilfswerke gegen Hunger und Armut verantwortlich ist, hat 1996 anlässlich der Welthungerkonferenz der FAO (Food and Agriculture

Vgl. Paul Erbrich, Grenzen des Wachstums im Widerstreit der Meinungen. Leitlinien für eine nachhaltige, ökologische, soziale und ökonomische Entwicklung, Stuttgart 2004, 59–117; Christof Gestrich (Hrsg.), Welternährung und Gentechnologie – Praxis und ethische Bewertung, Berlin 1998.

Organisation der UN) ein bemerkenswertes Dokument veröffentlicht.¹⁰ Kernthese des Dokuments ist die Aussage, dass eine gesunde und ausreichende Ernährung der Weltbevölkerung möglich ist und nicht in erster Linie von einer bestimmten Agrartechnik abhängt. Viel wichtiger, so das Dokument, seien gerechte terms of trade im globalen und regionalen Lebens- und Futtermittelhandel, solide Bildung der Bevölkerung in den armen Ländern, Demokratisierung jener Länder, die bisher autokratisch oder diktatorisch beherrscht werden sowie die massive Reduzierung des Fleischkonsums in den reichen Ländern (viele dieser Länder sind wie die Bundesrepublik Deutschland Nettoimporteure von Lebens- und Futtermitteln, etwa durch hohe Einfuhrmengen von Soja).

Anders gesagt: Wer zu politischen Zwecken mit dem Welthungerproblem spielt und dies für die Durchsetzung eigener Interessen vereinnahmt, wie manche Saatgutkonzerne im Werben für die grüne Gentechnik, der missbraucht religiöse Heilserwartungen der Menschen, die nach der Überzeugung aller großen Religionen so nicht erfüllt werden können. Hier wird die Theologie auf das Schärfste widersprechen! – Natürlich müssen die Anbaumethoden und Züchtungsverfahren ständig weiterentwickelt und verbessert werden. Der Beitrag der Agrarwissenschaften hierzu ist unerlässlich. Aber zu suggerieren, dass allein damit die Sättigung aller erreicht werden könne, ohne weitere ergänzende Maßnahmen, ist sachlich falsch und theologisch blasphemisch. Heil – so die Kernaussage der Bibel – kann nur durch einen Wandel der Herzen und der Lebensgewohnheiten wachsen, mithin durch Gerechtigkeit als einem Geschenk Gottes, der die Herzen jener verwandelt, die sich für ihn öffnen.

Das gemeinsame Essen und Trinken in Sehnsucht und Hoffnung auf die Sättigung aller Menschen ist ein Warten auf das umfassende Heil – ob dies nun wie im Alten Testament rein innerweltlich oder wie bei Augustinus rein jenseitig oder wie im Neuen Testament anfänglich innerweltlich und in Vollkommenheit jenseitig erwartet wird. Bei Festmählern wünschen wir einander „prosit“ und meinen

¹⁰ Päpstlicher Rat Cor Unum, Der Hunger in der Welt. Eine Herausforderung für alle: solidarische Entwicklung, Bonn 1996.

damit weit mehr als nur die unmittelbare Bekömmlichkeit der Speisen. Das Mahl wird zum Ausdruck eines tiefen, umfassenden Wunsches nach Wohlergehen, Erfüllung, Glück – oder theologisch gesprochen: nach Heil. Und wo Menschen beim Mahl geschwisterlich miteinander teilen, wo sie wenigstens am Essenstisch gegeneinander Gerechtigkeit üben, wird ein wenig von diesem umfassenden Heil spürbar.

„Auch was mich angeht: Für meine letzte Reise / Begehrt ich keine königlichere Speise!“ Obwohl Mey sich ausdrücklich von den Kirchen distanziert und keiner Religionsgemeinschaft als Mitglied angehört – man kommt hier als Theologe nicht umhin, die Parallele zur Eucharistie als Wegzehrung wahrzunehmen. Bis in die Wolle hinein ist der Liedermacher von der christlichen Tradition und Kultur geprägt.

4 Fresser und Säufer. Die Kirche als größte Lebens-Mittel-Kette

Die Eucharistie ist von den Anfängen der Kirche bis heute die Mitte des christlichen Glaubens. Das Brechen des Brotes wird schon im 1. Jh. zum Erkennungsmerkmal und „Markenzeichen“ Christi und der ChristInnen (vgl. Lk 24,13–35). Die JüngerInnen erkennen den Auferstandenen nach Ostern daran, dass und wie er ihnen das Brot bricht. Es ist dies offenbar die typische, charakteristische und unverwechselbare Handbewegung Jesu von Nazaret. Und bald wird es auch zum Zeichen der Jesusgemeinschaft, die sich am Herrentag, dem Sonntag, der damals noch Werktag war, zum „Herrenmahl“ versammelt, obgleich sie in den ersten Jahrzehnten ansonsten ganz den jüdischen Bräuchen und Vorschriften folgt.

Erst gegen Ende des 1. Jh. löst sich das Christentum als eigene Religion vom Judentum und zwar ebenfalls über das Verhalten beim Essen und Trinken. Um der Aufnahme von „Heiden“ in die Jesusgemeinschaft willen und in Erinnerung an Jesu Kritik am jüdischen Ritualismus (Mk 7) werden die jüdischen Speisevorschriften aufge-

geben – langsam und unter großen Bedenken der konservativeren Mitglieder, aber dann restlos ohne irgendein Relikt aus der Kaschrut. Exakt mit diesem Schritt stellt sich die junge Kirche außerhalb des Judentums, dem sie zuvor noch als eine Art neue geistliche Bewegung angehört hatte.

Die Eucharistie als Mitte des christlichen Glaubens wird dadurch eher noch unterstrichen. Von den Anfängen bis heute ist es das „Wesen des Christentums“, miteinander Mahl zu halten (Franz Mußner). Wohlgermerkt: Die Eucharistie ist in erster Linie ein Mahl, nicht ein Kultopfer. Sie findet in den Wohnungen der ChristInnen statt, nicht in eigenen Kulträumen. Und als das Christentum im Römerreich des 4. Jh. zur offiziell erlaubten Religion avanciert, wählt es nicht die sakralen Tempelbauten als architektonisches Vorbild für die Kirchen, sondern die Basiliken, die weltlichen Markt- und Gerichtshallen der Römer. Eucharistie, so die damit implizit einhergehende Überzeugung, ist kein sakrales Kultopfer, das in einem Heiligtum fernab der Welt gefeiert wird, sondern eine Gemeindeversammlung um einen Tisch mitten in der Welt.

Natürlich bedeutet das nicht, dass man die Eucharistie nicht auch (!) als Opfer gesehen hat und legitimer Weise auch sehen kann. Allerdings geht es dabei nicht um das Kultopfer in einem Tempel – das ist ein für alle Mal abgeschafft, wie der Hebräerbrief eindrucksvoll entfaltet (auch wenn es im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder Missdeutungen in dieser Sache gab!). Vielmehr ist die Eucharistie ganzheitliche, leiblich-geistige „Hineinnahme in die Lebenshingabe Jesu Christi an den Vater und die Menschen“¹¹. Oder, wie das Konzil von Trient formuliert, „repraesentatio, memoria et applicatio“¹², also Vergegenwärtigung, Erinnerung und Anwendung des Opfers und der Hingabe Christi.

¹¹ Bernd J. Hilberath, Eucharistie II. und III., in: Lexikon für Theologie und Kirche 3 (1995), Sp. 946–951, hier Sp. 949 f.

¹² Heinrich Denzinger / Peter Hünermann, Enchiridion symbolorum, definitio-num et declarationum de rebus fidei et morum / Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, Freiburg i. Br.–Basel–Rom–Wien 381999, Nr. 1739 f.

Eucharistie ist Erinnerung. So bezeichnet schon Paulus die Eucharistie als Gedächtnisfeier (griech. anamnesis, vgl. 1 Kor 11,24). In ihr erinnern sich die ChristInnen an die Heilstat Gottes, der den Sohn Jesus Christus nicht im Tod ließ, sondern ihn zum Leben erweckte. Aus der Erinnerung erwächst wie von selbst der Dank. Er drückt sich im griechischen Begriff der „Eucharistie“ als Danksagung aus. Dieser Dank bezieht sich aber nicht allein auf die geschichtlichen Heilstaten Gottes, sondern ebenso auf seine Schöpfungsgaben. Schöpfung und Erlösung werden in ihrer Einheit gesehen und gefeiert. Im Gabengebet der Eucharistie, in dem der Priester Brot und Wein als Geschenke Gottes und als Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit bezeichnet, findet dieser Gedanke deutlichen Ausdruck.

So verstanden ist die Eucharistie auch tiefster Ausdruck der Demut. Die Feiernden erinnern sich an ihre radikale Herkunftigkeit von einem Größeren und bringen die Anerkennung dieser Verwiesenheit in ihrem Dank zum Ausdruck. Sie wissen darum, dass sie aus der Gnade Gottes leben, und stellen sich ehrfürchtig vor den Geber und Erhalter ihres Lebens. Die drei Grundtugenden, die oben aus der Geschöpflichkeitserfahrung im Essen und Trinken hergeleitet wurden – Demut, Dankbarkeit und Ehrfurcht – sind folglich auch jene Grundhaltungen, die die Feier der Eucharistie prägen.

Von Anfang an gehören die Fürbitte und das Sammeln bzw. Teilen materieller Gaben zu den konstitutiven Elementen der Eucharistie. So kann Paulus den KorintherInnen schreiben, dass es keine Feier des Herrenmahls mehr ist, wenn die Gaben für die anschließende Agape nicht geschwisterlich geteilt werden (1 Kor 11,20). Die Kollekte (früher meist von Lebensmitteln, heute von Geldspenden) ist integraler Bestandteil der Eucharistie. Dabei ist zu beachten, dass die EmpfängerInnen dieser Gaben nie allein ChristInnen waren. Die frühchristlichen römischen Diakonien teilten nach der Messe Lebensmittel an Getaufte wie an Nichtgetaufte aus. Kirchliche Hilfswerke heute fragen nicht nach dem Taufschein, sondern helfen allen Bedürftigen, gleich welcher Religion oder Weltanschauung. – Das Teilen ist folglich unerlässlicher Bestandteil einer recht gefeierten Eucharistie. Alle sollen satt werden – wenn das schon nicht alltägliche Realität sein kann, dann soll es wenigstens anfanghaft spürbar

werden in jener Bewegung der offenen Hände, die vom Mahl Jesu in die Welt hinausgeht.

Logischerweise versteht die Kirche die Eucharistie mit symbolischen Codes aller vier oben genannten Kategorien:

- 1) *Macht und Prestige*: Die Eucharistie wird zum „Herrenmahl“ am „Herrentag“. Brot und Wein sind „Fleisch“ und „Blut“ Christi, werden also mit zwei der stärksten Machtsymbole im Kontext von Essen und Trinken besetzt. Was physisch gesehen vegetarische Speisen sind, wird sakramental zu nichtvegetarischen Realitäten.
- 2) *Status und (Gruppen-) Identität*: „Das Heilige den Heiligen“ – dieser Satz aus der ostkirchlichen Liturgie drückt aus, dass die TeilnehmerInnen an der Eucharistie getauft und damit „geheiligt“ sein müssen. Die Mahlteilnahme macht ihren Status als ChristInnen sichtbar. Am Brotbrechen der Eucharistie kann man sie erkennen.
- 3) *Lust und Wohlergehen*: Die katholische Liturgie bezeichnet die Eucharistie als „Brot vom Himmel, das alle Süßigkeit in sich enthält“. Es ist die feinste Speise, für die nach kirchenrechtlichen Vorschriften die besten Zutaten gerade gut genug sind.
- 4) *Sicherheit und Geborgenheit*: Schon in der frühen Kirche wird die Eucharistie zur Wegzehrung der Sterbenden. Man bezeichnet sie als „Arznei der Unsterblichkeit“ (pharmakon athanasias)¹³. Wer versen mit der Eucharistie stirbt, der braucht für die Ewigkeit nichts fürchten. Und auch in irdischen Schwierigkeiten bietet sie Stärkung und Schutz.

Im Grunde hat die Kirche für das allgemeine Verständnis vom Mahlhalten und der Mahlkultur eine unglaubliche Bedeutung. Denn sie ist in Wahrheit die größte Restaurantkette der Welt. Sie zählt weltweit ungefähr gleich viele MahlteilnehmerInnen (2010: ca. 300 Mio. sonntäglich und ca. 30 Mio. werktäglich) wie die größte kommerzielle Restaurantkette McDonald's KundInnen (2010 besuchen nach Angaben des Konzerns weltweit täglich ca. 60 Mio. Menschen ihre

¹³ So z. B. Ignatius von Antiochien, Epistula ad Ephesios 20,2.

Restaurants). Diese versammeln sich zum Mahl in einem Vielfachen der Niederlassungen (2010 betreibt McDonald's nach eigenen Angaben weltweit etwa 32.000 Restaurants – so viele Kirchengebäude dürfte die katholische Kirche allein im deutschsprachigen Raum besitzen, weltweit schätzt man etwa 500.000). Hinzuzurechnen wären noch die orthodoxen und anglikanischen Kirchen und jene protestantischen Konfessionen, die regelmäßig Abendmahl feiern.

Die Eucharistie ist also das eindeutig meist gegessene Lebensmittel der Welt – weit vor Big Mac und Co. Doch dürften sich die Kirchen kaum der Möglichkeiten und der Verantwortung bewusst sein, die damit verbunden sind. Es bedürfte dringend einer neuen eucharistischen Mahlkultur. Das II. Vatikanische Konzil hat mit der Liturgiereform eine solche angestoßen, doch die Bemühungen seiner Umsetzung sind erlahmt. Mahlkultur, das hieße slow food – und nicht am Ende der Messe zu fragen, wie lange sie gedauert hat. Mahlkultur hieße das Brechen echten Brotes – und nicht den Empfang einer papierähnlichen Oblate. Mahlkultur hieße weiterhin das Trinken des Weins für alle – was in der orthodoxen und der evangelischen Kirche selbstverständlich ist, ist katholischerseits auch fast fünfzig Jahre nach der Liturgiereform die Ausnahme. Mahlkultur hieße auch eine Art des Kommunionempfangs, die die Tischgemeinschaft aller spüren lässt, die miteinander um den Altar versammelt sind – und nicht das Abspeisen eines Messbesuchers nach dem anderen. Mahlkultur hieße schließlich den Verzehr frischen eucharistischen Brotes – und nicht das Aufwärmen alter Vorräte aus dem Tabernakel (der nach offizieller Vorschrift nur für das Aufbewahren der Krankenkommunion, also für den Notfall gedacht ist).

Im Neuen Testament gibt es zwar viele Titel für die Bedeutung Jesu, aber nur wenige Bezeichnungen seines charakteristischen Lebensstils. Eine dieser wenigen lautet: „Der Fresser und Säufer“ (Mt 11,19; Lk 7,34). Gemeint ist sie als Kritik seitens seiner Gegner. Aber was kann man eigentlich Schöneres von einem Menschen sagen, als dass er ein wahrer Genießer von Essen und Trinken in geschwisterlicher Verbundenheit ist?

Literatur:

- Cor Unum, Päpstlicher Rat*, Der Hunger in der Welt. Eine Herausforderung für alle: solidarische Entwicklung, Bonn 1996.
- Josef Fink*, Gott erfand das Essen. Fronleichnam – Mahl, das die Mitte der Liebe meint: Christlich-pädagogische Blätter 113 (2000), 30–35.
- Fritz Neugebauer*, Die wunderbare Speisung (Mk 6,30–44 parr.) und Jesu Identität, in: *Kerygma und Dogma* 32 (1986), 254–277.
- Józef Niewiadomski*, „... ein Festmahl für alle ...“, in: *Theologisch-praktische Quartalschrift* 146 (1998), 51–57.
- Ansagr Paus* u. a., Mahl: Lexikon für Theologie und Kirche 6 (1997), Sp. 1197–1199.
- Rudolf Pesch*, Leben für alle. Das Wunder der Brotvermehrung, Frankfurt am Main 1998, 45–101.153–158.
- Michael Rosenberger*, Im Zeichen des Lebensbaums. Ein theologisches Lexikon der christlichen Schöpfungsspiritualität, Würzburg '2001/'2008 (darin u. a. die Stichwörter „Ernährung und Fasten“ S. 31–34 und „Vegetarismus und Fleischverzehr“ S. 180–187).
- Michael Rosenberger*, Gesegnete Mahlzeit. Ethische und spirituelle Aspekte des Essens und Trinkens, in: *Christian Hoffstadt / Franz Peschke / Andreas Schulz-Buchta / Michael Nagenborg* (Hg.), *Gastrosophical Turn*, Freiburg i. Br.–Bochum, 75–86.
- Ludger Schenke*, Brotvermehrung: die neutestamentlichen Erzählungen und ihre Bedeutung, Würzburg 1983, 90–117.
- Eleonore Schmitt*, Das Essen in der Bibel, Münster 1994.
- Franz Segbers*, „... und alle aßen und wurden satt“ (Mt 14,20). Meditation zu einer biblischen Ökonomie des Genug – oder: Teilen macht satt, in: *Kuno Fissel / Franz Segbers*, „... so lernen die Völker des Erdkreises Gerechtigkeit. Ein Arbeitsbuch zu Bibel und Ökonomie, Luzern–Salzburg 1995, 97–101.
- Gary Steven Shogren*, „Is the Kingdom of God about Eating and Drinking or Isn't?“ in: *Novum Testamentum* 42 (2000), 238–256.
- Hans-Jürgen Teuteberg*, Kulturthema Essen, Berlin 1993.
- Hans-Jürgen Teuteberg*, Homo edens, in: *Historische Zeitschrift* 265 (1997), 1–28.
- Maria Wagner*, Ernährung: Lexikon für Theologie und Kirche 3 (1995), Sp. 818.